

Theorie und Praxis im Lichte der europäischen und der allgemeinen Begriffsgeschichte

Von JOHANNES LOHMANN (Freiburg i. Br.)*



Die beiden Glieder des Begriffs-Paares „Theorie und Praxis“ sind nicht gleichberechtigt. Vielmehr hängt das zweite Glied, sowohl geschichtlich wie sachlich, vollkommen vom ersten ab (was die Marxisten und Philomarxisten, mit ihrem naiven Kultus der „Praxis“, in einer gewaltsamen, weil ganz ungeschichtlichen Weise unwirksam machen möchten). Die europäische „Theorie“ auf der letzten Stufe ihrer Entwicklung, d. h. in der modernen europäischen Denkform, ist nichts anderes als die Sprache der exakten Wissenschaft, und v o n d a h e r die Voraussetzung eines rationalen Handelns als „Praxis“. Die Betrachtung des Verhältnisses von Theorie und Praxis müßte demnach dann aber „Metatheorie“, und zugleich, wie wir im einzelnen noch sehen werden, eine Art von Metasprache sein: Metasprache und Objektsprache verhalten sich auf der Ebene der Sprache, wie Theorie und Praxis auf der Ebene eines von der Sprache abgelösten, bzw. de facto in der Regel eines die Sprache ignorierenden Denkens.

In dieser These liegt, daß ich meine, und zugleich beweisen will, daß *Russells* und *Wittgensteins* Entdeckung der Differenz und des Verhältnisses von Metasprache und Objektsprache (wenn die beiden es auch noch nicht so nannten) die gleiche Bedeutung für alle „Geisteswissenschaften“ hat, wie *Leibniz'* und *Newtons* Erfindung der „Infinitesimalrechnung“, und damit der sogenannten mathematischen „Analysis“, für die echten Naturwissenschaften (im Sinne von engl. *science*). Ich könnte das, was ich meine, auch so ausdrücken, daß alle „Geisteswissenschaften“, in einer echten, ihrem Gegenstande gemäßen Weise, nur als „Begriffswissenschaft“, genauer, als kritische Begriffs-Geschichte betrieben werden können.

Daß er dieses instinktiv erfaßt hatte, wenn er es auch in einer ganz perversen Weise durchführte, darauf beruhen in erster Linie Bedeutung und Wirkung von *Karl Marx*. Der Marxismus deutet (mit der Präntention eines sogenannten „wissenschaftlichen“ Sozialismus) willkürlich eine willkürlich entworfene Begrifflichkeit in sein Objekt hinein, statt dieses (was allein „wissenschaftlich“ wäre) unvoreingenommen „metasprachlich“ zu analysieren, was sich heute in der marxistischen Praxis nun so gesteigert hat, daß zwischen einem „sprachgeordneten“ marxistischen Funktionär und einem Geisteskranken überhaupt kein Unterschied mehr zu bestehen scheint, wobei ergötzlicher und zugleich gespen-

* Dieser Veröffentlichung liegt ein Vortrag zu Grunde, der 1967 vor der Philosophischen Arbeitsgemeinschaft des Walberberger Instituts und der Albertus-Magnus-Akademie in Walberberg gehalten wurde. Über diese Tagung, die unter dem Thema „Theorie und Praxis“ stand, hat *P. Paulus Engelhardt* OP im Philosophischen Jahrbuch, Jahrgang 75, Halbband II, S. 437 f., bereits berichtet.

stischer Weise es nun heute sogar dazu gekommen ist, daß diese selbe Situation eines absolut sinn-entleerten bzw. „schizo-phrenen“ Pseudo-Dialogs im eigenen Lager, zwischen Russen und Chinesen, sich zu reflektieren und zu repetieren beginnt.

Der Marxismus war von vorneherein eine kryptometasprachliche Pseudoobjektsprache bzw. pseudoobjektsprachliche Kryptometasprache, und es frißt sich nun heute diese, von *Marx* vor 120 Jahren inaugurierte Sprachzerstörung wie eine Epidemie weiter. Demnach erscheint, wie ich meine, die systematische Anwendung und Weiterführung der *Russell-Wittgensteinschen* Entdeckung der metasprachlichen Dimension in unserer heutigen Lage geradezu lebenswichtig.

Man kann im Sinne einer solchen radikalen Sprachkritik drei Dimensionen bei dem begrifflichen Bestimmungsprozesse eines Gegenstandes unterscheiden, die lineare der „Determination“, die flächenhafte der „Relation“, und auf diese „Objektsprache“ dann aufbauend die Sprach-Schichten der „metasprachlichen“ Dimension. Die Relation hat zwei Erscheinungsformen oder Perspektiven, sie kann sowohl „operativ“ wie „objektiv“ gedacht werden. Für die Sache selbst macht dieses jedoch keinen Unterschied, da die operative Relation stets auf eine „objektive“ Relation als ihren „Sinn“ bezogen sein muß, und umgekehrt die objektive Relation nur als „operative“ Relation erfaßt werden kann. Betrachtungen wie diese gehören aber bereits der „Metasprache“ an. Die Operation an sich wird einfach ausgeführt, und in dieser ihrer Ausführung „zeigt sich“ (wie *Wittgenstein* dieses ausdrückt) ihr Sinn.

Was *Wittgenstein* mit dieser Betrachtungsweise radikal ausschalten will, das ist der Selbst-Bezug des Geistes. In eben dieser Ausschaltung besteht aber bereits die Methode der exakten Wissenschaft in der Neuzeit, deren Sinn von *Wittgenstein*, 150 Jahre nach *Kant*, nicht weniger scharf erfaßt worden ist, als von diesem, nur, dem Zeitgeist entsprechend, auf einem anderen Niveau, bei *Kant* auf dem Niveau des „Subjektes“ (das es nach *Wittgenstein* streng objektsprachlich „nicht gibt“), bei *Wittgenstein* auf dem Niveau der Sprache.

Was aber *Wittgenstein* in diesem Falle, in negativer Formulierung, und wider Willen sozusagen, zugleich herausgebracht hat, ist dieses, daß jede „natürliche“ (oder nicht „formalisierte“) Sprache eine bestimmte Metaphysik haben muß (die mit ihrer, ausdrücklichen oder unausdrücklichen, „Metasprache“ identisch ist). *Wittgenstein* selbst erklärt Metaphysik für Mißbrauch der Sprache, was er aber nur durchführen kann, indem er im „*Tractatus*“ seine eigenen Sätze für sinnlos erklärt, und im weiteren Verlauf mußten dann die Logistiker feststellen, daß (im Gegensatz zu der „formalisierten“ Sprache von Logik und Mathematik) jede natürliche Sprache zugleich ihre eigene Metasprache ist. Wir folgern daraus, daß Metasprache mit Metaphysik und Metaphysik mit Metasprache gleichgesetzt werden muß, wenn man unter Metaphysik „Ontologie“ (im Sinne der *Heideggerschen* Unterscheidung ontisch/ontologisch, die der von Objektsprache und Metasprache entspricht) versteht. Das heißt aber weiter, daß zu der ausdrücklich so genannten Metaphysik der Metaphysiker eine Tiefendimension gehört, die in dem unwillkürlichen Selbstbezug jeder natürlichen mensch-

lichen Sprache besteht, den ich in meinem Buche „Philosophie und Sprachwissenschaft“¹ als das „unbewußte Bewußtsein“² bezeichnet habe.

Das Leben aller Lebewesen ist primär bestimmt durch das Prinzip der Selbsterhaltung. Innerhalb dieser Dimension der Selbsterhaltung konstituiert sich, in der Form des Menschen, und primär in der Sprache, eine Dimension des Selbstbezuges. Dieser Selbstbezug hat auf dem Niveau der Sprache zunächst die Gestalt des sogenannten „Sprachgefühls“, das als solches sich erstreckt von der natürlichen Umgangssprache der primitiven Stämme bis zu der Selbstkontrolle des Dichters: der Primitive formt nicht anders als der größte Dichter seine naturgewachsene Sprache, die noch ungeheuer viel flexibler ist, als unser heutiger Umgangsjargon. Man könnte in dieser Hinsicht von einer unbewußt existierenden operativen Metasprache sprechen, die zu der expliziten Metasprache, wie wir sie suchen, sich genau so verhält, wie die Schöpfungen des künstlerischen Genies zu dem, was der Kunstkritiker nachträglich darüber redet.

Ich fasse das, was ich mit dem Ausgeführten sagen will, in 2 Sätzen zusammen: 1. die menschliche Sprache an sich ist, als Selbst-Kontrolle des Sprechenden sich vollziehend (dieses ist der Unterschied zum Papagei!), ein faktischer, operativer Selbst-Bezug; 2. die moderne wissenschaftliche Einstellung (die sich operativ vollendet in Informationstheorie und Kybernetik) negatiiviert diesen aktiven Selbstbezug des sprechenden Menschen zu einer bloßen Reaktion auf „objektive“ Gegebenheiten.

I.

Der Vorläufer dieses negatiivierten Selbstbezuges im neuzeitlichen wissenschaftlichen Weltbilde und der diesem entsprechenden „Objektsprache“ ist die griechische „Theorie“, die für dieses Ideal der Objektsprache die strenge Form des Begriffes bereitgestellt hat, aus der heraus unsere wissenschaftliche Sprache, bis heute, original oder übersetzt, griechisch ist. Die griechische Theorie aber besteht, formal gesehen, in einer besonderen Form des Begriffes, die nur deswegen nicht als solche gesehen wird, weil sie uns heute in Europa selbstverständlich geworden ist.

Dagegen ist z. B. das den Russen so unverständliche Verhalten der chinesischen Kommunisten oder das bei den Europäern Kopfschütteln erregende Verhalten der Araber in der gegenwärtigen Nahostkrise einfach dadurch bedingt, daß bei Chinesen wie Arabern die Voraussetzung einer griechisch gedachten „Theorie“ fehlt (wieso dieses bei den Arabern der Fall sein kann, obwohl diese doch in einer freilich sehr kurzen Epoche ihrer Geschichte die griechische Philosophie rezipiert haben, darauf komme ich noch).

Die Grundlage dieser griechischen Form des Begriffes, und damit der griechischen Theorie, ist einmal das Prinzip des „Prinzips“, ἀρχή = „Anfang“, und sodann das der formalisierten Alternative, etwa als „differentia specifica“. Nur

¹ Erfahrung und Denken, Band 15, Berlin 1965.

² A. a. O., S. 62.

von diesem her konnte Aristoteles das γένος als die ὕλη eines Determinationsprozesses auffassen. Die allgemeine Formel für diesen Determinationsprozeß lautet bei Aristoteles: εἶδος plus στέρησις = γένος = ὕλη, d. h., um ein Beispiel zu geben, wir haben beim γένος „Lebewesen“ das εἶδος „Mensch“ als ζῷον λόγον ἔχον, und dessen στέρησις (sprachlich ausgedrückt durch das „Alpha privatum“), das Tier oder auch das unvernünftige Kind, als ζῷον ἄλογον.

Das andere Merkmal der Begriffsbildung in der griechischen Theorie ist das Prinzip des Prinzips. Das zeitlich erste Prinzip dieser Art, über dessen Entstehung wir genau unterrichtet sind, ist der Begriff des „Winkels“, γωνία, auf dem die Geometrie der ebenen Fläche beruht, und das auf Thales – den Vater nicht nur der Philosophie, sondern auch der Mathematik – zurückgeht.

Die griechische Theorie versteht sich selbst als ein einsehendes und zugleich staunendes „Schauen“. Ihr Begriff gehört zusammen mit λόγος und φύσις. Es sind dieses die drei Begriffe, unter denen die spezifisch griechische Einstellung zur Welt vorzüglich sich selbst versteht. Sie stehen zueinander in einem Dreiecks-Verhältnis, insofern die menschliche θεωρία, auf die φύσις der Sache gerichtet, als λόγος ihren Ausdruck findet. Dieser Logos-Begriff ist der spezifisch-griechische Sprach-Begriff, der in seiner Repräsentativität für die griechische Denkform dem englischen Sprachbegriffe *language* analog ist, der die modern-europäische Einstellung zur Welt und zur „Sprache“ repräsentativ bezeichnet, d. i. die Sprache als ein praktisches Medium der Kommunikation, wie sie z. B. Wittgenstein in den „Philosophical Investigations“ analysiert. Der griechische Logos-Begriff hat dagegen seine ihm gemäßeste Funktion in der mathematischen Formel, insbesondere als ein Zahlen-Verhältnis, weswegen schon die alten Pythagoreer die These aufstellen konnten, alles, was ist, ist eigentlich und in Wirklichkeit „Zahl“!

Die Idee von „Logos“ ist operativ die Form der präzisen Rechenschafts-Ablegung über das, was ist: λόγον διδόναι, und objektiv die Relation, in der das, was ist, steht: λόγον ἔχειν. Im λόγος selbst sind diese beiden Seiten aber eins, und dem entspricht die „Theorie“ als die Methode und das Faktum des menschlichen sich Rechenschaft Ablegens über das, was ist.

Man kann dieses Verhältnis von λόγον ἔχειν und λόγον διδόναι auch so ausdrücken, daß in der klassisch-griechischen Denkform τὸ ὄν und εἶναι (ins Lateinische übersetzt: *ens* und *esse*) formal identisch sind, während in der modern-europäischen Denkform das *esse* im *ens* fundiert ist, und dazwischen eine Denkform steht, in der umgekehrt das *ens* als im *esse* fundiert gedacht wird. Zu dieser Denkform gehört nicht nur die Hochscholastik (speziell Thomas), sondern auch die arabische Philosophie. Erst in dieser „mittleren“ Denkform (wie ich in diesem Falle statt „mittelalterlich“ lieber sagen möchte) gibt es eine wirkliche „Seins“-Philosophie, die von Heidegger auf das griechische Denken zurückprojiziert wird.

Erst in dieser mittleren Denkform unserer Philosophie-Geschichte ergibt sich dann auch eine komplementäre Gegenüberstellung von „Theorie“ und „Praxis“, die dem griechischen und überhaupt dem antiken Denken ganz fremd ist. Theorie und Praxis, d. i. arabisch *nazar* und *ʿamal*. Dieses Paar wird dann in

lateinischer Übersetzung zu *speculatio* bzw. *actio*, mit dem adjektivischen Gegensatz-Paar *speculative/active*. Die Verschiebung, die der Begriff der „Theorie“ damit erfahren hat, läßt sich deutlich erkennen, wenn man *speculatio* mit der direkten lateinischen Übersetzung *contemplatio* vergleicht.

Zu der „inneren Form“ der arabischen Sprache gehört ein Bedeutungs-Begriff, der im Latein der Hochscholastik mit *intentio* wiedergegeben wurde. Dieser Begriff, arabisch *maenā*, erscheint mir für die innere Form der arabischen Sprache so charakteristisch, wie der Begriff des λόγος für die des Griechischen. Und zu dieser inneren Sprachform der *intentio* gehört sodann als der Inbegriff der ihr gemäßen Reflexion der Begriff der *speculatio*.

Es wird die in der arabischen Philosophie als der bewußtesten Gestalt des intentionalen Denkens sich meldende Denkform m. A. n. konstituiert durch das Begriffsdreieck, das in lateinischer Übersetzung wird zu:

speculatio (ar. *nazar*)

$$\overbrace{\text{intentio}^2 \text{ (ar. } maenā \text{)} \longrightarrow \text{esse}} \left\{ \begin{array}{l} kaun \\ wujūd \end{array} \right.$$

(wobei *esse* zwei arabische Begriffe, *kaun* bzw. *wujūd*, wiedergibt, d. i. „so-sein“, bzw. „daß-sein“ oder „da-sein“).

Für die Praxis entspricht dem:

actio (ar. *ʿamal*)

$$\overbrace{\text{intentio}^1 \text{ (ar. } maqsūd \text{)} \longrightarrow \text{effectus}} \text{ (ar. } mafēūl \text{)}.$$

Das Denken in der „mittleren“ Epoche der europäischen Geistesgeschichte, das diese Einwirkung aus der arabischen Philosophie erfuhr, ist ganz allgemein gesehen ein „statisches“ Denken. Ihr Kernwort ist der Begriff des *status*, d. i. sowohl der „Stand“ des Einzelnen im Ganzen der Welt oder des Staates, wie auch ein Stand auf einem Wege, zwischen Geburt und Tod, oder zwischen Dies-seits und Jenseits. Die Konsekration des *status* ist das magische Symbol: Kreuz, Krone, Mitra, Ring, Zepter usw., oder auch feierliche Akte wie Priesterweihe, Königskrönung oder -salbung, Ritterschlag. Von dieser Welt konnte *Alois Dempf* sagen, daß es in ihr, über die bloße Tatsachen-Feststellung hinaus, eigentlich keine Geschichtsschreibung, sondern nur Geschichts-Philosophie gibt.

Für die neuzeitliche Denkform existiert dagegen umgekehrt, jedenfalls, soweit sie sich *r e i n* verwirklichen kann, nur das nackte Faktum. Damit ergibt sich ein grundsätzlich neues Verhältnis von „Theorie“ und „Praxis“. Die Praxis wird jetzt zum eigentlichen Kriterium der Wahrheit: „wahr“ ist das, was ich (vorausgesetzt natürlich, daß mir die dafür notwendigen *M i t t e l* zur Verfügung stehen) machen kann. D. h., es wird jetzt, z. B. in der Idee des „Experimentes“, die Praxis zum *K r i t e r i u m* der Theorie (weswegen sie natürlich nicht weniger von ihr abhängt), während für die griechische Denkform umgekehrt die Theorie das Kriterium des Handelns ist.

Die „Spekulation“ der mittleren Denkform hat „hermeneutischen“ Charakter, d. h., sie ist *de facto* Begriffs-Deutung, bzw. nach unserer Terminologie „Metasprache“. Um zu erklären, wieso gerade das arabische Denken eine so

entscheidende Rolle für die volle Entfaltung dieser „mittleren“ Denkform spielen konnte, muß ich wenigstens kurz auf die Tatsachen von Grammatik und Sprachgeschichte eingehen, die ich in meinem Buche „Philosophie und Sprachwissenschaft“ ausführlich dargelegt habe³.

Das Geschehen auf der Erde in den letzten fünf bis zehn Jahrtausenden wird wesentlich bestimmt durch die Ausbildung einer Reihe von logisch prononcierten Sprachtypen, von denen der alt-indogermanische und der semitische die in unserem Zusammenhange wichtigsten sind, weil die Geschichte u n s e r e r Welt, der „westlichen Welt“, bis heute wesentlich von ihnen abhängt bzw. mental geprägt wird. Als „westliche Welt“ bezeichne ich in diesem Falle die Gesamtheit dessen, was man herkömmlicherweise als Abendland und Morgenland, Orient und Okzident unterscheidet.

Die diesem Gegensatz und seiner Geschichte zugrundeliegenden sprachlichen Sinnformen lassen sich am einfachsten, mit *Schopenhauers* bekannter Begriffsbildung, erfassen als ein Unterschied der Auffassung der Welt als „Wille“ bzw. als „Vorstellung“. Die Welt als Wille, d. i. in letzter Vollendung der „Islam“, d. h. die Erfahrung der Welt als Wille Gottes, und NICHTS WEITER. Die Welt als Vorstellung, d. h. philosophisch, als von mir (korrekt) vorzustellende Welt, d. i. die Welt der „Wissenschaft“, wie sie in Europa in 2500 Jahren, von Thales bis Einstein, oder von Demokrit bis Heisenberg, entwickelt worden ist.

Dahinter und dazwischen aber steht ein Vorgang von Jahrtausenden, in dem sich, freundlich und feindlich, gebend und nehmend, Orient und Okzident, Abendland und Morgenland, gegenseitig begegneten, und von dessen Episoden wir wenigstens die Hauptzüge verfolgen wollen.

Bald nach 1000 v. Chr. übernimmt ein unbekannter Grieche, wie ich glaube, ein Milesier, die semitische Buchstabenschrift, und macht daraus, äußerlich gesehen, durch einige leichte Retuschen, etwas völlig Neues, auf das alles andere, was nun folgt, zurückgeht. Einige Jahrhunderte später übernimmt der Milesier Thales die babylonische Astronomie und Rechenkunst und macht daraus Philosophie und Mathematik. In den folgenden Jahrhunderten wird dann in Griechenland auf allen Gebieten, von der Wirtschaft über den Staat bis zum reinen Denken und bis zur Musik, die Welt systematisch unter die Herrschaft des Begriffes gebracht, dessen Form die altindogermanische, stamm-flektierende Sprache – ich komme darauf noch – als grammatische Gestalt bereitgestellt hatte.

Mit Alexander erobert sodann dieses, auf der Form des „Begriffes“ sich aufbauende Denken den Osten, und mit den Römern, in lateinischem Gewande, den Westen des Mittelmeerraumes. (In ungefähr derselben, ja sogar noch in einer etwas weiteren Ausdehnung hatte zuvor schon die indogermanische Sprache [die hinter dem griechischen Denken steht] den geographischen Raum von Irland bis Indien erobert.)

In das Imperium Romanum strömen sodann die von semitischem, aber auch iranischem Denken bestimmten Religionen des Ostens, und der letzte Ausschlag dieser Pendel-Bewegung Ost/West ist sodann der Islam, der die Scharen

³ A. a. O., bes. S. 139 ff.

seiner *mujāhidūn* („heiliger Krieger“) um das Mittelmeer herum, im Westen bis Tours und Poitiers, und von Osten her bis vor die Tore von Wien führte.

Dazwischen aber steht noch eine andere, rein geistige Bewegung. Der siegreiche Islam übernimmt die griechische Philosophie, auch Medizin, Mathematik, Astronomie – das ist wohlbekannt. Was aber kaum bekannt ist, ist dieses, daß die, in Aneignung der griechischen Philosophie, insbesondere des Aristoteles, zu sich selbst gekommene arabische Philosophie (die etwa vom 9. bis Ende des 12. Jahrhunderts blüht) ihre unmittelbare Fortsetzung in der lateinischen Hochscholastik findet, die formal viel mehr arabisch als griechisch denkt.

Dieses, zwar vom Griechischen inspirierte, aber in seiner Form doch vollkommen originale philosophische Denken des „Mittelalters“ erlischt allerdings im Orient gegen 1200 – im Osten der islamischen Welt durch das Eindringen von Mongolen und Türken, im Westen durch die spanische Reconquista. Und heute nun sieht sich der Islam auf seinem eigensten Gebiete dem zermalmenden Einfluß der europäischen Ideen gegenübergestellt – auch und gerade da, wo sich seine Vertreter fanatisch antieuropäisch gebärden.

Wir aber können jetzt den eigentlichen Sinn der von uns aufgezeigten Wechselwirkung zwischen den beiden Sprach- und Denkformen der „westlichen Welt“ darin sehen, daß erst beide zusammen das volle Wesen der menschlichen Sprache repräsentieren. Die menschliche Sprache an sich ist „intentionale Objektivität“, wie dieses der ins Lateinische als *intentio* übersetzte arabische Bedeutungsbegriff *maenā* ausdrückt; dieses tritt aber erst in einer „metasprachlichen“ Reflexion heraus, denn für den naiv Sprechenden selbst bedeutet sie die reale Objektivität.

Somit können wir als das der Geschichte der westlichen Welt im ganzen zugrundeliegende Thema oder Motiv die doppelte Aufgabe bezeichnen, einerseits die Idee einer, nicht bloß prätendierten, sondern an sich bestehenden Objektivität – d. i. die Objektivität der „Wissenschaft“ – herauszuarbeiten, andererseits aber aus diesem Zustande heraus, wie er im heutigen Europa und Amerika von Kybernetik und Informationstheorie im wesentlichen erreicht ist, die wahre geschichtliche Rolle der natürlichen Sprache wieder zu erschließen, die in der Welt der maschinellen Roboter und Elektronen-Rechner total verschüttet erscheint (in nichts anderem, als im Bezug auf diesen Zustand, vermag ich auch mit Heideggers „Seins-Vergessenheit“ irgend etwas anzufangen). Wir können die daraus sich ergebende Aufgabe auch so umschreiben, daß es darauf ankommt, zu dem heute in Europa erreichten faktischen Bewußtseinszustande hinzu nunmehr auch ein Bewußtsein von dem Wege zu gewinnen, auf dem dieser Zustand erreicht wurde.

Dieser Weg ist, als „Theorie“ und Praxis“, zugleich mental und real. Im Zentrum des mentalen Weges steht der indogermanische Begriff „sein“, bzw. die grammatische Form *esti* „ist“. Mit diesem Seins-Begriffe verbinden sich speziell im Griechischen zwei Eigenheiten, die dieses Verbum, so wie wir es gerade in der griechischen Sprache grammatisch organisiert finden, zu einem einmaligen

Ereignis, nicht nur in sprachgeschichtlicher, sondern auch in geistesgeschichtlicher Hinsicht stempeln.

Erstens verbinden sich in dem durch den Begriff *esti* „ist“ ausgedrückten operativen Verfahren die grammatische Gestalt des „Nominalsatzes“ (d. i. die oben S. 2 erwähnte logische Funktion der „Determination“) und die des „Verbalsatzes“ (d. i. die Funktion der ebenda erwähnten, zugleich „operativen“ und „objektiven“ *R e l a t i o n*). Zweitens wird im Griechischen, in der Sprache selbst, das, was im Gebrauche der Verbalform *esti* „ist“ operativ durchgeführt wird, in dem Partizipium τὸ ὄν „das Seiende“ gewissermaßen als ein Thema vor den Sprechenden hingestellt (woraus dann Philosophie und Wissenschaft im griechischen Sinne erwachsen).

Von den 8 „Haupttypen des Sprachbaus“, die *Franz Nikolaus Finck* in seinem gleichnamigen Buche⁴ beschreibt, lassen sich nicht weniger als 4 durch ihr Verhalten in dieser Hinsicht zugleich charakterisieren und definieren. Im „Indogermanischen“ sind „Nominalsatz“ und „Verbalsatz“, im Satzbau überhaupt, und speziell in dem Begriffe „sein“, kontaminiert, im Semitischen, aus dessen Grammatik ich diese beiden Begriffe übernehme, stehen diese beiden Satzformen nebeneinander, in den Bantu-Sprachen (die in den letzten 1000 Jahren die südliche Hälfte Afrikas erobert haben) ist die ganze Sprache nach dem Prinzip des „Nominalsatzes“, und schließlich im Südkaukasischen (für das *Finck* das Georgische als Beispiel benutzt) ist sie nach dem Prinzip des „Verbalsatzes“ organisiert. Das sind die 4 in dieser Hinsicht logisch überhaupt gegebenen Möglichkeiten, die also alle auch praktisch verwirklicht worden sind, was einen Beweis dafür bildet, daß die menschliche Sprachgeschichte im ganzen das logische Experimentierfeld des individuell noch unbewußten Bewußtseins der Menschheit darstellt – wovon die moderne Sprachwissenschaft aber in den 150 Jahren ihres Bestehens auch noch nicht das geringste bemerkt hat!

Um die Ursache für diesen erstaunlichen Zustand zu erkennen, bedarf es eines kurzen Rückblickes auf die Geschichte der modernen Sprachforschung. Die neuzeitliche Sprachforschung wurde faktisch in Gang gesetzt durch die Entdeckung der „indogermanischen“ Sprachfamilie, zu der die europäischen Sprachen, mit einigen Ausnahme wie Baskisch, Finnisch, Ungarisch, und dazu in Asien von lebendigen Sprachen das Armenische, Iranische und Arisch-Indische gerechnet werden. Die Geschichte dieser Sprachfamilie war sodann in den letzten 150 Jahren der vorzüglichste und sogar fast ausschließliche Gegenstand der historischen Sprachforschung.

Diese Geschichte strebt, soweit sie bekannt ist, dem Typus einer satzbaumäßig und lexikalisch determinativ konstruierten „Objektsprache“ zu, und zwar – und dieses unterscheidet diese Sprache z. B. von dem Chinesischen, dessen Typus man ebenfalls als „determinativ“ bezeichnen könnte – ist diese Entwicklung a u s g e g a n g e n von einem diametral entgegengesetzten Typus. Die Indogermanistik versteht diesen Ausgangspunkt (seit *Schleicher*) „ethnologisch“, d. h. als die Sprache der sogenannten „Indogermanen“ (oder „Indoeuropäer“,

⁴ Leipzig 1910.

ev. auch „Arier“, wie sich indische und iranische „Indogermanen“ selbst bezeichnen⁵), was m. A. n. in dieser Fassung eine ganz perverse Fehldeutung darstellt, der wir u. a. auch den Nationalismus und Rassismus des 19. und 20. Jahrhunderts, mit seinen Millionen Todesopfern, zu verdanken haben.

Es handelt sich in der Sprachgeschichte primär nicht um „Völker“ – dieses ist genau die gleiche Fehldeutung wie die marxistische Lehre von (ideologischem) „Überbau“ und (materieller) „Basis“ –, sondern um bestimmte, die Entwicklung bestimmende Tendenzen, als die Auswirkung von bestimmten Ideen. Auch die beiden der „indogermanischen“ einigermaßen analogen Sprachausbreitungen, die sich im vollen Lichte der Geschichte vollzogen haben – die der romanischen Sprachen, und die des Arabischen, vom Irak bis Marokko – sind solche Ausstrahlungen von Ideen – der Idee „Rom“ einerseits, und der Idee des „Islam“ andererseits.

Das Thema oder bewegende Motiv der „indogermanischen“ Sprachgeschichte ist die Entbindung des „Begriffes“ aus der Sprache, vom Anfang bis zu ihrem Ende. Das Ende, d. i. die Idee der nackten, puren, metaphysik-freien Objekt-Sprache, deren Wesen der frühe *Wittgenstein* in seinem *Tractatus logico-philosophicus* am konsequentesten bestimmt hat. Der Anfang, d. i. die Sprachgestalt der sogenannten „Stamm-Flexion“, deren Idee sich konzentriert manifestiert in dem sogenannten „thematischen Vokal“ (*o* oder *e*), der keine andere Funktion hat als die Markierung der Trennungslinie zwischen dem „Stamm“, als dem Ausdruck des „Begriffes“, und der *B e z i e h u n g*, in die dieser Begriff, bzw. sein Gegenstand, in der Aussage des Satzes hineingestellt wird.

Der auf diese Weise markierte „Begriff“ des Wortes wird dann im weiteren Verlaufe zu einem arbiträren Zeichen für das damit bezeichnete Objekt, eine Entwicklung, die im Englischen und Französischen weiter fortgeschritten ist als im Deutschen (was sich auch in der Orthographie manifestiert). Am Anfange dieser Entwicklung zum semantisch neutralen Zeichen steht die von Forschern wie *Meillet* und *Specht* beobachtete Ausscheidung der lautsymbolischen „Expressivität“ aus der normalen Sprache, und ihre Beschränkung auf bestimmte semantische Bereiche, wie Schimpfwörter, Kosewörter u. dgl.

Im Semitischen gehört dagegen diese „Expressivität“ dem normalen Ausdruck an. So heißt im Arabischen das Brot *chubz*, von der Wurzel *ch-b-z*, der „Bäcker“ aber *chabbāz*, mit Verdoppelung des mittleren Radikals und einer vollen Vokalisierung, was beides die durch diese Wurzel ausgedrückte Tätigkeit als eine dauernde bezeichnet.

Im mykenischen Griechisch hieß dagegen der Bäcker *arto-pokuos*, von *artos* „Brot“ und *pekuo* „ich koche, backe“ u. dgl., d. i. ein Ausdruck, der das, was er bezeichnet, exakt definiert: ein Mann der Brot herstellt. Im späteren Griechischen wird daraus *ἄρτοκόπος*, mit Verdunkelung des zweiten Bestandteiles, und bei französisch *boulangier* z. B. kann sich der Sprechende überhaupt nichts mehr vorstellen, als was das Wort in seinem *G e b r a u c h* bezeichnet – d. i. ein Standpunkt, wie ihn *Wittgenstein* in den „Philosophical Investigations“

⁵ Vgl. *Kratylos* 11 (1966) 91–98.

und die „Sprachanalytiker“ von Oxford und Cambridge theoretisch vertreten!

Man kann so die indogermanische Sprachgeschichte im ganzen, bzw. den Trend, der sie beherrscht, so beschreiben, daß der „Sinn“ aus der Sprache selbst entweicht, und dann also nur noch durch objektive Erfahrung des denkenden oder erkennenden „Subjektes“ gegeben ist. Und das, was die Indogermanistik, speziell als die sogenannte „Etymologie“, nun tut, ist nichts weiter als der Versuch, den aus der Sprache entwichenen Sinn wieder in sie zurückzuholen, durch den Rückgriff auf die Geschichte. Daraus resultiert dann ein geschichtliches Sprachbild, gemäß dem, in grauer Vorzeit, eine sogenannte „Ursprache“, gewissermaßen als ein Geschenk des Himmels, den Völkern in den Schoß gefallen wäre, um von ihnen dann nur noch (nach den sogenannten „Lautgesetzen“ und also ganz mechanisch) deformiert zu werden.

Eine solche systematische „Deformation“, Zerstörung des ursprünglichen Sinnegefüges, findet in der indogermanischen Sprachgeschichte, aber nur in ihr allein unter allen bekannten Sprachgeschichten, tatsächlich statt, denn diese Zerstörung des ursprünglichen Sinnes ist hier gerade der Sinn der Sprachgeschichte. Ihr Ziel ist die „Wortsprache“, die der heutige Europäer mit der Sprache überhaupt verwechselt, d. h. die Gestalt einer Sprache, in der *terms* (man kann dieses charakteristischerweise genau nur auf Englisch sagen!) mit Hilfe einer logisch-grammatischen Apparatur auf „Objekte“ bezogen werden, ein Ziel, das allerdings in der natürlichen Sprache niemals vollständig erreicht werden kann, wohl aber z. B. in dem sogenannten „Basic English“ (d. i. eine auf dem natürlichen Englisch aufgebaute Kunstsprache), in der „formalisierten“ Sprache der Wissenschaften mathematischen Charakters, und in der philosophischen Idee der „Objekt-Sprache“, wie sie als erster *Wittgenstein* in letzter Konsequenz entwickelt hat.

Dieses Ende war bereits angelegt in der (in dem Verbum *sein* und insbesondere in dessen Form *esti* „ist“ sich konzentrierenden) syntaktischen Gestalt des „durchkonstruierten“ Satzes der indogermanischen Sprache, über die ich in meinem Buche ausführlich gehandelt habe⁶. In die ursprüngliche Form dieses „durchkonstruierten Satzes“ ist jedes voll bedeutende Wort durch eine „Endung“ eingefügt, die besagt, was der durch den Begriff des Wortes bezeichnete Gegenstand in dem betreffenden Satze *ist*, ob Täter, Objekt, Mittel usw. Dieser Satztypus ist ein **a l s G e f ü g e v o n U r t e i l e n k o n s t r u i e r t e s U r t e i l**! Um das im einzelnen vergleichend aufzuzeigen, dazu bedürfte es eines Kollegs von einem Semester. So muß ich also um Nachsicht bitten, wenn ich mich weitgehend auf dogmatische Behauptungen beschränken muß.

Jede natürliche menschliche Sprache hat ihre eigene Ontologie. In der Gestalt des Typus der „ur-indogermanischen“ Sprache aber ist die Ontologie selbst und als solche das Thema der sprachlichen Konstruktion geworden, und für das Griechische kommt dann noch hinzu, daß hier, wie ich schon erwähnte, das, was im Gebrauch der finiten Verbalform *esti* operativ ausgeführt wird, in dem „Partizipium“ τὸ ὄν gewissermaßen von der Sprache selbst „thematisch“ gemacht

⁶ Vgl. Register S. 293: „durchkonstruierter Satz“.

wird. Diese Partizipialform ist dann bekanntlich das eigentliche und letzte Thema der griechischen und überhaupt europäischen Philosophie, die als einzige unter den sogenannten „Philosophien“ primär „Ontologie“ ist.

Der Infinitiv εἶναι, lat. *esse*, ist dagegen in der Antike kein „Terminus“, so wie er auch in der antiken Grammatik kein „Redeteil“ ist (wie das Partizipium), sondern nur ein „Modus“ des Verbums. Dieses ist keine bloße Wortklauberei, sondern es ist von der höchsten Bedeutung für ein wirkliches Verständnis der europäischen Geistesgeschichte im ganzen, einzusehen, daß und warum erst in der auf die Antike folgenden Metaphysik, nun nicht mehr bloß Europas, sondern der „westlichen Welt“ im ganzen, das „Sein“ zum philosophischen Terminus, ja zu dem philosophischen Terminus *kat' exochén* wird.

Ich kann das sehr komplizierte Ereignis der Heraufkunft dieser „mittleren“, „spekulativen“ Denkform (die *Hegel* dann, nach 600 Jahren, wenn auch in einer sehr eigenwilligen Weise, wieder erneuern sollte) nur in äußerster Kürze gewissermaßen „formal andeuten“, zunächst durch den paradoxen Satz, daß Thomas' Seins-Begriff in seiner Essenz arabisch ist, obwohl er im Arabischen selbst keine genaue Entsprechung hat (wie ich das schon in dem Schema auf S. 5 angedeutet habe). Das Arabische kennt ja, als semitische Sprache, nicht die Kontamination von Nominalsatz und Verbalsatz, So-sein und Da-sein (oben S. 5), ar. *kaun* und *wujūd*. So gibt es im Arabischen zwar nicht das *esse commune* des Thomas, wohl aber dennoch das *esse subsistens*! Der arabische Subsistenz-Begriff ist ein Reflex des aristotelischen ἐνέργεια-Begriffes. Während aber Aristoteles das indogermanische „Sein“ in „Akt“ und „Potenz“ zerlegt, faßt der arabische Subsistenz-Begriff (*qiwām*) So-sein und Da-sein als *Wirklichkeit* oder *Wirklichkeit* zusammen.

In ihrer allgemeinen Haltung bezieht sich die spekulative Denkform auf den Begriff als *intentio* (oben S. 5). Man kann sie infolgedessen als eine Art von „Mathematik des Begriffes“ und zugleich „Meta-theorie“ verstehen. Sie bildet so den Übergang zwischen der griechischen „Theorie“ und dem modernen „Kalkül“.

Diese Übergangsstellung der „mittleren“ Denkform und ihrer Terminologie gilt aber vor allem für die beiden Grundbegriffe der modernen Denkform, „Subjekt“ und „Objekt“! Der Gegenstands-Begriff des Arabischen, bis in die heutige Schriftsprache hinein, heißt *maudūe*, das wäre auf Griechisch etwa *κείμενον*, als eine Zusammenfassung von *ὑποκείμενον* ‚subjectum‘ und *ἀντικείμενον* ‚objectum‘. D. h., in Wirklichkeit ist es natürlich umgekehrt: während das mittelalterlich-lateinische *esse* das arabische *kaun* und *wujūd* zusammengefaßt, spaltet sich das arabische *maudūe* im Latein der Scholastik in ‚subjectum‘ und ‚objectum‘, d. i. das, was „zugrunde liegt“ (*sub-jectum*) und das, was „vorschwebt“ (*ob-jectum*, das „intentionale Objekt“ – was mittelalterlich gedacht eine Tautologie ist!). Daß diese beiden Begriffe sich im 18. Jhdt. dann gewissermaßen ins Gegenteil verkehren, ist oft bemerkt worden; was dieses aber zu bedeuten hat, hat sich, glaube ich, noch niemand wirklich überlegt. Wenigstens als ein Hinweis auf diese Bedeutung ist die folgende Überlegung gemeint.

Von zentraler Bedeutung für eine jede Denkform ist ihr Wahrheits-Begriff.

Die arabische Wahrheit, *ḥaqq*, ist einerseits „praktisch“: das Zusammentreffen der Rede mit dem beredeten Zustand (diese Seite wird sodann zur Quelle der bekannten Definition der Wahrheit als *adaequatio intellectus et rei*), und andererseits „immanent“: das faktische Vorgefundenwerden (das bedeutet wörtlich der Seins-Begriff *wujūd*).

Es fehlt dagegen im Arabischen der „abstrakte“ Wahrheitsbegriff: Wahrheit als Eigenschaft der Aussage, der interessanterweise auch in der modernen mathematischen Grundlagendiskussion verlassen worden ist zugunsten von solchen „praktischen“ Begriffen wie: beweisbar, entscheidbar, ableitbar, herstellbar. Die griechische Mathematik hatte bereits das Prinzip der „Herstellbarkeit“ (*πορίσιον*) mit Zirkel und Lineal als Kriterium. Der „abstrakte“ Wahrheitsbegriff, d. h. die Wahrheit als zum „Inhalt“ der Aussage oder des Begriffes hinzukommend, wie in Kants bekanntem Beispiel von den 100 Thalern in meiner Tasche oder bloß in meinem Kopfe, als Gedanke, ist also offensichtlich nur eine Episode in der Geschichte der europäischen Wahrheit gewesen.

Dieses ist wichtig für den sogenannten „ontologischen“ Gottesbeweis. In der Weise, wie z. B. Avicenna dieses „ontologische Argument“ vertritt, ist es unschlagbar. Gott ist für ihn *wājibu'l wujūd*: dasjenige, dessen Sein (*wujūd*) notwendig (*wājib*) ist. Gäbe es ein solches *wājibu'l wujūd* nicht, so hörte nicht nur jede Wissenschaft, jedes kohärente Denken, sondern überhaupt jedes kohärente Dasein auf. Wir lebten in einer surrealistisch-kafkaesken Welt, in der man sich auf nichts verlassen könnte – auch nicht auf den Atheismus.

Wie aus diesem Seins-Denken die moderne europäische Denkform hervorgegangen ist (die im Keime schon bei *Duns Scotus*, mit seiner Ablehnung des thomistischen, analogistischen Seins-Begriffes, beginnt) – in der das „Ich“ zugleich zum „Subjekt“ gemacht und aus der ihm korrelierten „Objektivität“ ausgeschaltet wird – darauf kann ich hier jetzt nicht weiter eingehen, da ich, gemäß unserem Thema „Theorie und Praxis“, neben dem mentalen jetzt auch noch auf den realen Weg eingehen muß, den das europäische Bewußtsein im Rahmen der allgemein-menschlichen Bewußtseinsgeschichte zurückgelegt hat.

II

Die drei Regionen der toten Natur, des Lebens auf der Erde, und des menschlichen Geistes haben jede ihre eigene Gesetzlichkeit. Das Leben steht unter dem Gesetz des Selbsterhaltungstriebes, durch das alle seine Formen bestimmt sind, und das der toten Natur vollkommen fremd ist. Der Geist aber ist wesenhaft Selbst-Bezug. Dieser Selbstbezug existiert in der natürlichen Sprache als das sogenannte „Sprach-Gefühl“, das jeder Mensch in einem echten Sinne nur in einer Sprache haben kann. Dahinter steht der Grundtrieb des Menschen als *ζῶον πολιτικόν*, d. i. der Verständigungstrieb mit seinesgleichen.

Dieser Verständigungstrieb bringt, im Miteinander-Reden der Menschen, die verschiedenen Formen des Geistes hervor, genau so, wie der Selbsterhaltungstrieb der Lebewesen die unendliche Fülle der Formen des Lebens hervorgebracht

hat. Dieses letztere ist das uns Bleibende am Darwinismus, der aber natürlich auf gar keine Weise erklären kann, woher denn die verschiedenen Formen kommen, unter denen der Selbsterhaltungstrieb die jeweilig zweckmäßigsten (im „Kampfe ums Dasein“) ausliert. Dagegen erscheint es ohne weiteres einleuchtend, daß die seit Bestehen der Species Mensch in Betätigung ihres Verständigungstriebes miteinander redenden Menschen sich zu einer immer größeren Klarheit und zugleich Vollkommenheit der Formen gewissermaßen „durchreden“ müssen.

Am offenkundigsten manifestiert sich dieses als die Geschichte der sogenannten „Kulturen“. Im eigentlichen Sinne ist „Kultur“, seit dem Beginne des Historismus, und jedenfalls im deutschen Sprachgebrauche, eine geschichtliche Zivilisationsform, die auf allen Gebieten – Religion, Recht, Staat, Wirtschaft, schöne Künste, Literatur usw. – eine bestimmte, fest geprägte Form aufweist, wie dieses in erster Linie die Fixierung der Sprache in der Schrift zunächst ermöglicht.

Die ersten „Hochkulturen“ in diesem Sinne entstehen in den vier Stromtälern von Euphrat und Tigris, Nil, Indus und Hoang-Ho. Sie sind im allgemeinen gekennzeichnet durch den Besitz einer Schrift, die man, im Gegensatz zu der reinen Bilderschrift primitiver Völker, „Wortlautschrift“ genannt hat. Aus der Wortlautschrift – bzw. als eine besondere Art dieser – entsteht sodann die „Buchstabenschrift“, die heute so zu unserem Dasein gehört, daß der „Analphabet“ in die Nähe eines Geisteskranken rückt. Beide Erfindungen, die Wortlautschrift, und sodann die Buchstabenschrift, sind so an eine bestimmte Sprachform gebunden, daß sie nur dort entstehen konnten und zugleich dort entstehen mußten.

Die Buchstabenschrift wurde von den Semiten (in einer Vorstufe bereits von den Ägyptern) erfunden. Sie gehört wesenhaft dem Gebiete der semitohamitischen Sprache an. Ich nenne die Begriffsbildung dieser Sprachform „evokativ“⁷. Begriffsbildung und Satzbau in der typisch-indogermanischen Sprache sind dagegen „determinativ“. Im „evokativen“ Ausdrucks-Typus kommt, wie ich dieses oben S. 9 schon gezeigt habe, jedes einzelne „Phonem“ aktiv-semantisch zur Geltung. Man könnte diesen semantischen Typus deshalb am besten *letter conscious*, buchstaben-bewußt nennen, so daß er also in der Buchstabenschrift sich selbst abbildet, nicht nur seiner äußeren, sondern auch seiner „inneren“ Form nach.

Nicht ganz so deutlich erscheint zunächst der Zusammenhang zwischen Schriftform und Sprachform bei der „Wortlautschrift“. Soweit wir sehen können, wurde die erste Schrift dieser Art von dem Volke der als Sprache bereits um 2000 v. Chr. aussterbenden Sumerer, im unteren Mesopotamien, erfunden. Alle Wortlautschriften, die wir kennen (die mesopotamische „Keilschrift“, die ägyptische Hieroglyphen-Schrift, und die chinesische Schrift – über die Indus-Schrift wissen wir noch zu wenig), sind ungeheuer kompliziert. Das liegt nicht

⁷ Vgl. meinen Vortrag auf der Wiener Phonologentagung Sept. 1966: *Phonologie der Gegenwart*, Wien 1967, S. 353–363.

nur an dem Prinzip einer Wortlautschrift dieses Typus an sich, sondern ist auch soziologisch bedingt. Diese Schrift-Kulturen werden von Schreiber-Kasten getragen, die kein Interesse daran hatten, daß jedermann ihre Schrift erlernen konnte – eher das Gegenteil!

Eben dieses ist offensichtlich auch der Grund dafür, daß die Ägypter selber nicht zu einer konsequenten Buchstaben-Schrift gekommen sind, obwohl ihre semitoide Sprache eigentlich daraufhin angelegt war. Die ägyptische Schrift bleibt ein hybrides Mischgebilde aus Buchstaben-Schrift und Lautkomplex-Schrift. Dagegen ist die von den Sumerern erfundene „Keilschrift“ eine reine Lautkomplex-Schrift.

Die sumerische Sprache war, wie die heutigen Kaukasus-Sprachen, etwa das Georgische (vgl. oben S. 8), eine „morphem-gruppierende“ Sprache (*Finke*, der diesen Typus gefunden hat, sagt dafür „gruppenflektierend“, was ich weniger gut finde). Eine solche „morphem-gruppierende“ Sprache, in der bedeutungstragende Elemente in der mannigfachsten Weise miteinander kombiniert werden, läßt, als morphem-bewußte Sprache, ebenso zu einer Lautkomplex-Schrift ein, wie die semitische, phonem- oder buchstaben-bewußte Sprache zu einer Buchstaben-Schrift. Wieder etwas anders liegt die Sache im Chinesischen. Das Chinesische kombiniert „semantische Silben“ (der chinesische Name besteht aus drei semantischen Silben: *Mao Tse Tung*). Das chinesische Zeichen ist also zugleich bedeutungstragendes Element („Morphem“) und „Phonem“ (das ist eine These, die ich hier nur aufstellen, aber nicht diskutieren kann). Im allgemeinen können wir sagen, daß hinter allen diesen frühen Schriften Sprachen mit einer ganz bestimmten, den Sprechern als solcher durchsichtigen semantischen Kombinatorik stehen, die in der Schrift dann abgebildet wird.

Diametral entgegengesetzt dazu ist die bereits geschilderte Tendenz der indogermanischen Sprachgeschichte: schon der alt-indogermanische Satz- und Begriffs-Typus hatte, wie ausgeführt, logisch die Form eines „Urteils“, in dem den Gegenständen der Satz-Aussage „Begriffe“ zugesprochen werden. In dieser grammatisch verwirklichten Urteils-Logik wird das „Wort“ der Sprache (und ein echtes „Wort“ gibt es nur hier) zu einem willkürlichen Zeichen für das Gemeinte, und damit das einzelne Phonem zu einem bloß noch „distinktiven“, und nicht mehr (unmittelbar oder kombinatorisch) „expressiven“ Element, wie dieses *de Saussure* dann in seiner Sprachtheorie – wie er meinte, für die menschliche Sprache überhaupt – formuliert hat.

Eben diesem Zustande entspricht de facto bereits die erste v o l l e Buchstabenschrift, wie sie von den Griechen aus dem semitischen Konsonanten-Alphabet entwickelt wurde. Dieses griechische „Alphabet“ wurde damit die erste Schrift, die a l s T y p u s auf alle Sprachen gleichmäßig anwendbar ist, wie dieses in den auf ihre Erfindung folgenden 3000 Jahren fast restlos verwirklicht worden ist⁸ – mit der einzigen, bezeichnenden Ausnahme des ostasiatischen Kulturkreises. Dieses liegt daran, daß im Chinesischen (um das es

⁸ Ich kann hier jetzt nicht auf den indischen Schrifttypus eingehen, der in gewisser Weise einen „hybriden“ Typus darstellt, so wie auch das mit Vokalzeichen versehene semitische Konsonantenalphabet.

sich hierbei ja zunächst handelt) die Spannung zwischen der Morphem-Kombinatorik in der Sprache und der Graphem-Kombinatorik in der Schrift, die überall sonst das treibende Element in der Entwicklung ist, vollkommen fehlt.

Für den indogermanischen Typus speziell kommt als treibendes Moment der Entwicklung allerdings noch hinzu die von uns immer wieder erwähnte Tendenz zur „Logisierung“ des in der Sprache Gedachten, die im Griechenland der klassischen Zeit ihre Klimax erreicht. Diese von der alt-indogermanischen, „stamm-flektierenden“ Sprachform letztlich ausgehende bzw. in dieser bereits wirksame Tendenz zur „Verbegrifflichung“ der Welt geht weit über die bloße Theorie hinaus.

Vor allem gehört hierher auch die Staatsform der klassischen πόλις, als einer Gemeinschaft von autonom ihr Schicksal selbst bestimmenden „Bürgern“. Diese Staats- und Lebensform des Mittelmeerraumes in der Antike beruht auf zwei sozialen Institutionen, die im Griechischen von dem gleichen Verbalbegriffe aus bezeichnet werden, nämlich νόμος, das „Gesetz“, und νόμισμα, d. i. die staatlich geprägte Münze. Was diese beiden zu bedeuten haben und was überhaupt die griechische Kultur auf allen Gebieten Neues gebracht hat, kann man am einfachsten ansehen, wenn man sie mit der alt-babylonischen Kultur vergleicht, von der die Griechen manche Anregungen erhielten.

Die alt-babylonische Kultur der Sumerer und sodann der semitischen Akkader war, wie alle alt-orientalischen Kulturen, eine professionelle Schreiberkultur. Wenn die griechisch-römische Kultur des „Politen“, des *civis*, darüber hinauskommen konnte, so hatte das zwei wesentliche Voraussetzungen. Dieses ist einmal die Denkform des Begriffes, die die altindogermanische Sprachform darbot, und die die Griechen dazu befähigte, als „Theorie“ alle Erscheinungen auf ihr „Prinzip“, ihre ἀρχή, zurückzuführen und damit sich exakt über sie Rechenschaft abzulegen (λόγον διδόναι). Und dieses ist auf der anderen Seite die von den Semiten entlehnte, durch die Griechen umgebildete Buchstaben-Schrift, die die „Bürger“ der Städte dazu befähigte, alle Gesetze schriftlich zu fixieren, so daß sie jedermann lesen konnte, und die überhaupt ein bewußtes öffentliches Leben, eine *res publica*, ermöglichte.

Die Babylonier – zunächst die Sumerer, die in ihrer natürlichen Sprache die Zahlen als ein Sexagesimal-System ausdrückten! – haben ein raffiniertes Rechen- und Berechnungsverfahren und zugleich eine tabellarische Astronomie entwickelt (die sumerische Wissenschaft war überhaupt eine Tabellen-Wissenschaft), mit deren Hilfe *Thales* die Sonnenfinsternis vom Jahre 585 vorausberechnen konnte (die erste wissenschaftliche Prognose, von der wir Kenntnis haben!). Die Babylonier haben auch ein blühendes Wirtschaftsleben gehabt, in Verbindung mit einem entwickelten Geld- und Rechtswesen. Es fehlte ihnen aber in allen Fällen gerade das, was die griechische Zivilisation vor allen anderen auszeichnet, nämlich die Begründung des menschlichen Wissens und Tuns aus seiner ἀρχή, seinen Prinzipien.

Griechisch ist die Mathematik als „Theorie“, und nicht als bloße Rechen- und Berechnungskunst. Griechisch ist die Form des durch das Gemeinwohl und nicht durch obrigkeitliche Willkür bestimmten Gesetzes, für deren Pathos ich neben

der Thermopylen-Inschrift auf *Heraklits* Parallelisierung des Gesetzes der $\pi\acute{o}\lambda\iota\varsigma$ mit dem Gesetze des Kosmos verweise. Und aus der allgemeinen Idee des Begriffes als des Maßes für die Dinge kommt auch die Erfindung des staatlich garantierten Geldwertes, in der Gestalt der vom Staate geprägten Münze.

Die nicht bloß „ontische“, sondern „ontologische“ Differenz Geld/Ware, die durch diese Erfindung geschaffen wurde⁹, entspricht genau der ontologischen Differenz Begriff/Gegenstand im reinen Denken. Und was nun die entsprechende „Praxis“ angeht, so muß mit dem äußersten Nachdruck darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Griechen durch diese ihre Erfindung des gemünzten Geldes als eines autonomen Wertmaßstabes erstmals die Bedingung der Möglichkeit der Form einer autonomen „Wirtschaft“ geschaffen haben, und daß gerade diese Form sodann de facto das eigentliche materielle Fundament der antiken, griechisch-römischen Zivilisation, von ihrem Beginne bis zu ihrem Ende, darstellt. Auch archäologisch bezeichnen die Münzfunde den Einflußbereich dieser Kultur so exakt und klar wie kein anderes Phänomen.

Trotzdem verbindet sich gerade mit dieser Seite der antiken materiellen Zivilisation eine eigentümliche, bis heute ungelöste Problematik, die dazu noch bisher meines Wissens sogar von niemandem als solche bemerkt worden ist, obwohl sie gerade heute für eines der wichtigsten geschichtlichen Probleme überhaupt von ausschlaggebender Bedeutung ist, insofern nämlich erst von hier aus vielleicht verständlich gemacht werden kann, wieso eine bei Lichte besehen so armselige Geschichtsklitterung wie der Marxismus eine solche Wirkung ausüben konnte.

Die Griechen haben auf allen Kulturgebieten das Fundament einer in ihren Grundzügen bis heute in Kraft gebliebenen „Theorie“ gelegt, mit einer einzigen Ausnahme – nämlich in bezug auf die „Wirtschaft“! Es ist die Lage hier gerade umgekehrt wie auf dem Gebiete der Musik. Dort verhindert bis heute die Unbekanntheit mit der für uns ungewohnten Tatsache, daß, wie überall, so auch auf diesem Gebiete, in der Antike, seit Terpander im 7. Jahrhundert vor Christus, die Theorie für die Praxis leitend ist und nicht umgekehrt, die Wiedererschließung der Form der antiken Musik¹⁰.

Auf dem Gebiete der „Wirtschaft“ haben die Griechen zwar durch die ihnen von ihrer Denkform her gewissermaßen aufgegebene Erfindung des „Geldes“ (alle anderen ähnlichen Zahlungsformen sind nur Pseudo-Geld – so wie auch alle nicht griechischen oder vom Griechischen her in ihrer Form bestimmten „Philosophien“ nur Pseudo-Philosophien sind) die faktische Bedingung der Möglichkeit einer „Welt-Wirtschaft“ geschaffen, wie sie dann weitgehend zum

⁹ *Marx* hat diesen „ontologischen“ Charakter der von den Griechen erfundenen (diese Tatsache an sich war ihm natürlich unbekannt) Differenz Geld/Ware vollkommen erkannt, nur reagiert er darauf „mittelalterlich“ (d. h. etwa so, wie der Koran), wenn er – mit den beiden Formeln $W-G-W'$ für die legitime, und $G-W-G'$ für die „teuflische“ Rolle des Geldes – die der Meta-theorie formal entsprechende Erhebung des Geldes zur Ware zweiten Grades ablehnt (Das Kapital I, 4. Kp.). Diese Haltung ist, wie man heute doch endlich einsehen könnte und mußte, zutiefst „reaktionär“!

¹⁰ Vgl. *Lohmann*, Der Ursprung der Musik, in: Arch. f. Musikwiss. 16 (1959) 148 ff.

mindesten das Imperium Romanum eine Zeitlang für seinen Bereich verwirklichte. Die Wirtschaft als Theorie aber heißt bei den Griechen *οἰκο-νομήα* „Hausbesorgung“!

Bei den Arabern, und in Ansätzen schon in der Antike selbst, ergibt dieses dann eine Skala der „praktischen Philosophie“, die sich auch bei *Thomas von Aquin* findet¹¹, und die von der individuellen „Ethik“ (ar. *ḥikmatun šaḥ-ṣiyatun* „persönliche Klugheit“, scholastisch *prudentia monastica*, über die „Hauswirtschaft“, *οἰκο-νομήα* = *ḥ. manziliyatun, prudentia domestica*, zur „Staatslehre“ (*ἐπιστήμη πολιτική* = *ḥ. madaniyatun, prudentia civilis*) führte. Und weil die Griechen merkwürdigerweise (auf Vermutungen über den Grund dafür möchte ich mich hier jetzt nicht einlassen) auf dem von ihnen faktisch schon im 7. Jahrhundert vor Christus, d. h. um dieselbe Zeit, wo sie auch die Grundlage der europäischen Musik gefunden haben, als autonomem Kulturbereich entdeckten Gebiete der „Wirtschaft“ eine diesem Gebiete adäquate Theorie nicht fanden, dauerte es im Grunde bis ins 20. Jahrhundert, bis zu *John Maynard Keynes*, daß wenigstens der grösste Schutt der vulgären Vorurteile durch eine diesem Gebiete angemessene Theorie aufgeräumt wurde.

Zwischen diesem Vakuum von Jahrtausenden und *Keynes* steht dann allerdings *Marx* mit seiner Verketzerung der Macht des Geldes, d. i. in Wirklichkeit einer der grössten und bedeutendsten Erfindungen der Menschheit, in seinem „Kapital“. *Marx* denkt im Grunde genauso reaktionär wie die „Maschinenstürmer“ seiner Zeit. Nicht die Macht des Geldes an sich ist böse, sondern es kommt darauf an, welcher Gebrauch von ihr gemacht wird, d. h., ob sie in die richtigen Bahnen gelenkt wird, was ja gerade die erz„kapitalistischen“ Länder heute mit immer größerem Erfolge zu tun versuchen, während gerade die sogenannten „sozialistischen“ Länder t äg lich von neuem daran scheitern.

Als eine Anmerkung zur Geschichte der „Theorie“, und speziell des Verhältnisses von Theorie und Praxis, sei in diesem Zusammenhange noch auf die Rolle *Kants* hingewiesen, der, indem er seine eigene „praktische Philosophie“ auf die „Freiheit“ gründete, die überlieferte Dreieit von Ethik, Ökonomik und Politik aus der Geschichte der Philosophie verbannte. Er unterliegt hierbei, wie er selbst bekennt, dem Einfluß *Rousseaus*, von dem er sich nicht weniger als von *Hume* aus seinem „dogmatischen Schlummer“ erweckt fühlte. Die Konsequenzen aus diesem Schritte *Kants* für eine entsprechende „praktische Philosophie“ in der Anwendung auf Staat und Wirtschaft sind allerdings bis heute nicht gezogen worden, woran vor allem *Hegel* die Schuld trägt, denn ohne diesen wäre weder *Marx* noch *Lenin* auch nur denkbar, geschweige denn möglich gewesen.

Die Griechen haben also, zum Unheil der Menschheit, eine ihrem Denken sonst und überhaupt kongeniale Wirtschaftstheorie nicht entwickelt. Daß sie aber dennoch instinktiv wußten, was sie mit der Erfindung des gemünzten Geldes faktisch getan hatten, zeigt schon die griechische Bezeichnung der Münze. *Νόμισμα*, abgeleitet von *νομίζω τί ὡς τι* „ich taxiere etwas als etwas“, bezeich-

¹¹ II-II 47, 11 s. c.; vgl. 48; 53, 2 c.

net die Institution des Geldes als ein etwas-als-etwas-Verhältnis, d. h. als ein Verhältnis, wie das des Begriffes zum „Gegenstande“!

Es ist dieses ein ebenso künstlicher „Terminus“, wie der erste mathematische Begriff, dessen Entstehung wir kennen, *γωνία* „Winkel“, und die geschichtliche Bedeutung dieser griechischen Erfindung des *νόμισμα* zeigt sich negativ darin, daß der sogenannte „Untergang“ der antiken, griechisch-römischen Zivilisation primär eine Krise ihres Wirtschafts-Systems ist. Diese Krise ist letztlich vor allem moralisch begründet, nämlich in dem Anstoß, den die in den Mittelmeer-Raum eindringenden vorderasiatischen Gesinnungs-Religionen an dieser antiken Geld-Kredit-Wirtschaft nehmen, die im römischen Privat- und Staats-Recht ihre letzte Formung erhielt.

Auch diese römische *juris prudentia* ist in ihrer Eigenart zunächst begriffsgeschichtlich zu verstehen: in Rom spaltet sich die griechische Idee des *νόμος* in *lex* „Gesetz“, und *jus*, d. i. das Prinzip der Gesetzlichkeit – ähnlich wie das griechische Grundwort *λόγος* sich im Lateinischen in *oratio* und *ratio* spaltete, und wie überhaupt Rom in allem sozusagen das „Fazit“ aus der Denkform des nach-klassischen „Hellenismus“ zieht.

Wirtschaftlich ist dieses Fazit ein ausbeuterischer „Kapitalismus“, für den man etwa den berühmten Ausspruch des Vespasian: *non olet* als Devise anführen könnte. Politisch ist es eine auf dem Prinzip des „Zensus“ aufgebaute „Klassen-Gesellschaft“, die sich *selbst* so versteht – was *Marx* dann anachronistisch auf die modern-europäische Gesellschaftsordnung übertragen hat.

Dieser „Kapitalismus“ der antiken mediterranen Welt setzte, damit er florieren konnte, eine klassenmäßig gegliederte Gesellschafts-Ordnung notwendig voraus, und zwar nicht nur den Gegensatz von freien Bürgern und Sklaven, sondern auch das Nebeneinander verschiedener privilegierter Schichten. So finden wir in Rom die Verwaltungs-Aristokratie der „Senatoren“ und die großkapitalistische Schicht der *equites*, denen bei der Ausbreitung des Reiches arbeitsteilig die Provinzen überlassen wurden, den Senatoren die Verwaltung, und den Großkapitalisten die wirtschaftliche Ausbeutung im großen. In deren Gefolge erscheinen dann die vielen kleinen Ausbeuter, z. B. die verschrienen „Zöllner“ des Evangelismus. Dieses war ein System, das sich so verhaßt machen konnte, daß z. B. im Jahre 88 vor Christus, zur Zeit des Mithridates, in Vorderasien nicht weniger als 80 000 Italiker mit einem Male erschlagen wurden.

Es stellt dieses System die ursprüngliche und echte Dreieinigkeit von Kapitalismus, Imperialismus und Kolonialismus dar, die ihren materiellen Boden verlor mit dem Aufhören der Ausbreitung des Reiches, und der Erteilung des Bürger-Rechtes an alle Freien, durch die „Constitutio Antoniana“ des Jahres 212 nach Christus. Es sind also Zersetzungserscheinungen in „Überbau“ und „Basis“ zugleich, nämlich einerseits das Auftreten der Form der Gesinnungs-Religion (deren Gegensatz zu der römischen institutionalen *religio* sich in den Christen-Verfolgungen mit grausamer Deutlichkeit offenbarte) und andererseits die faktische Nivellierung der Gesellschaft, die diesen ersten und einzig echten „Kapitalismus“ – der die materielle Basis dieser antiken, in der Vorstellung der Nach-

welt dann romantisch verklärten griechisch-römischen Zivilisation seit ihrem Beginne bildete – untergruben und schließlich zerstört haben.

Aus dem nicht mehr funktionierenden „Kapitalismus“ – dieses Nicht-mehr-Funktionieren zeigt sich vor allem darin, daß die Städte, an der Spitze Rom, veröden – entsteht sodann der mittelalterliche sogenannte „Feudalismus“. Dieser hat allerdings auch noch andere, positive und rein geistesgeschichtliche Wurzeln. Ich möchte kurz andeutend sagen, es ist dieses die Staats- und Gesellschaftsform des Zeitalters der „eschatologischen Visionen“. Dieser mittelalterliche Feudalismus ist infolgedessen ein ebensolches Phänomen sui generis wie der antike „Kapitalismus“, die beide, ohne der Geschichte Gewalt anzutun, nicht in andere Epochen und andere Kulturen übertragen werden können.

Freilich besteht zwischen der mediterranen, griechisch-römischen Antike und dem modernen, romanisch-germanischen Europa ein ganz besonderes Verhältnis, das immer wieder zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat, und das auch dem Marxismus seine Geschichtsfälschung ermöglicht. Die europäische Moderne gewinnt ihr eigenes, neues Gesicht, in Abstoßung des mittelalterlichen „Feudalismus“ – der ja seine Philosophie zu wesentlichen Teilen aus dem arabischen Raume geholt hatte –, durch die Wiedererweckung antiker Institutionen und Ideen, darunter auch der antiken Geld-Wirtschaft. Im Zusammenhange mit der Wiederbelebung des Römischen Rechtes entsteht so in den oberitalienischen Städten wieder ein Bankwesen. Die Ritterheere wurden durch Söldnerheere abgelöst. Und selbst eine merkantile Sklaverei entsteht wieder – da man Christen nicht als Sklaven verkaufen konnte, wenigstens als Negerklaverei in den neu entdeckten Ländern.

Ihr eigentliches und ganz eigenes Gesicht aber gewinnt die europäische Neuzeit gerade in der Wiederausscheidung dieser „kapitalistischen“ Phänomene. So wendete sich der Reformator *Luther* bekanntlich primär gegen die kapitalistischen Ausartungen in der spätmittelalterlichen Kirche, die sogar aus der Sünden-Vergebung ein großkapitalistisches Geschäft gemacht hatte (das Papsttum in Avignon war die größte kapitalistische Wirtschaftsmacht seiner Zeit). Und die Französische Revolution schafft nicht bloß die Privilegien der mittelalterlich-feudalen Gesellschaftsordnung ab, sondern auch das erzkapitalistische Steuerpächter-Wesen, und sie führt andererseits die allgemeine Wehrpflicht aller Bürger und dazu ein Examens-Wesen ein, das an die alt-chinesische, ganz gewiß nicht „kapitalistische“ Gesellschaftsordnung erinnert. Im 19. und 20. Jahrhundert verschwinden sodann nach und nach sowohl die Sklaverei wie auch die Schuldhaft und das kapitalistische Zensus-Wahlrecht so endgültig, daß heute niemand auch nur im Traume an ihre Wiedereinführung denken könnte.

Man kann demnach die Verwendung der Begriffe „Kapitalismus“ und „Feudalismus“ (sowie auch die Verwendung des Begriffes „Partei“ – d. i. das römische *itio in partes*, Auseinandergehen zum Zwecke einer Abstimmung – für eine Monopol-Partei) durch den Marxismus nur als groben Unfug bezeichnen. Was *Marx*, und in vergrößerter Form dann die Marxisten, tatsächlich gemacht haben und machen, ist eine, jetzt sogar obrigkeitlich sprachgeregelte, „metasprachliche“ Bewußtseins-Fabrikation. Was wir brauchen, ist dagegen eine metasprachliche

Bewußtseins-Analyse (wobei der Begriff der „Analyse“ etwa wie in *Freuds* „Psychoanalyse“ zu verstehen ist).

Eine unumgängliche Voraussetzung für eine solche metasprachliche Bewußtseins-Analyse ist aber, daß der veräußerlichte moderne Sprach-Begriff aufgegeben wird: die „Sprache“ ist der notwendige Leib des Gedankens, und dieses Verhältnis von Gedanke und Sprache wird sodann, soziologisch gesehen, und zugleich metasprachlich formalisiert, zu einem Verhältnis von „Theorie“ und „Institution“, welches Verhältnis der Marxismus bekanntlich „umgestülpt“ hat (indem er es als ein Verhältnis von „Überbau“ und „Basis“ auffaßt).

Als faktische Institutionen finden wir im Verlaufe der europäischen Geschichte drei Grundformen, nämlich Polis-Gesellschaft, Feudalismus und die moderne Gesellschaftsform, die da, wo sie ihr Ziel und ihr Wesen erreicht, „Funktionalismus“ ist. (Die funktionalisierte Sprache ist die pure Objekt-Sprache – de facto die Sprache der [Natur-] Wissenschaft, deren wahre Natur bisher allein der frühe *Wittgenstein*, im „Tractatus“, erkannt hat). In dem voll verwirklichten „Funktionalismus“ geht das Verhältnis Theorie:Institution in das Verhältnis Theorie:Praxis über (wovon die marxistische „Sprachregelung“ gewissermaßen eine Karikatur darstellt).

Der Übergang zu der modern-europäischen Lebens- und Denkform vollzog sich aber zunächst, wie ich schon ausführte, durch einen Rückgriff auf „antike“ Formen – darunter auch den „Kapitalismus“ – was da, wo dieses erkannt ist, in der Regel als „Humanismus“ oder „Renaissance“ bezeichnet wird. Und ähnlich finden wir dann als Zwischen-Phänomene zwischen klassischer Polis-Gesellschaft und „Feudalismus“ den „Hellenismus“ und Rom (worauf ich hier jetzt, über diese kurzen Andeutungen hinaus, nicht weiter eingehen kann).

Daß der Marxismus, so wie er sich selbst versteht, eine vollkommene Mißinterpretation der wirklichen Geschichte darstellt, kann man auch daraus ersehen, daß seine wirkliche geschichtliche Rolle in diesem Jahrhundert eine ganz andere gewesen ist, als *Marx* selbst sich dieses im vorigen Jahrhundert vorgestellt hatte. Nach ihm sollte in den fortgeschrittensten Industrie-Gesellschaften ein sogenannter Sozialismus oder Kommunismus mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes die Herrschaft einer sogenannten „Bourgeoisie“ ablösen. Tatsächlich hat aber der Marxismus-Leninismus in den letzten 50 Jahren eine Rolle gespielt, die *Oswald Spengler* in seinem „Untergange des Abendlandes“ als „Pseudomorphose“ bezeichnet hat, und die wahrscheinlich das einzige ist, was von diesem Werke als dauernde Erkenntnis übrigbleiben wird. Das heißt in diesem Falle, daß der Marxismus die Funktion gehabt hat und noch hat, den außereuropäischen, bzw. den von Europa her gesehen „zurückgebliebenen“ Gesellschaftsformen als ein Mittel der Selbst-Behauptung zu dienen, damit sie, in einem beschleunigten Verfahren, sich in den Zustand einer wenigstens relativen „Fungibilität“ versetzen können.

Ich habe bereits im Jahre 1951¹², in Verbindung mit einer Betrachtung über die Rolle der „Theorie“ im Abendlande, geschrieben: „Der russische und der

¹² *Lexis* 2, S. 233³.

chinesische Marxismus von heute erscheint danach als eine Art von „Pseudomorphose“ im Sinne *Spenglers* – eine im Grunde anti-theoretische Haltung, die sich in eine *Theorie* verhüllt, weil die europäischen Ideen noch immer eine solche Macht haben, daß auch das, was sich *gegen* Europa wendet, wenigstens eine pseudo-europäische Form annehmen muß, als welche der Marxismus, als eine *anti-theoretische Theorie*, sich ihm anbietet.“ Übrigens ist auch der gegenwärtige „Panarabismus“ eine solche Pseudomorphose. Hier ist es der europäische Nationalismus des 19. Jahrhunderts, der den arabischen Begriff *umma*, d. i. die Gemeinschaft der Gläubigen, mit neuem Inhalt und Leben erfüllt hat.

Ohne die Bolschewisierung und die Hand in Hand damit gehende Industrialisierung Rußlands hätte Hitler ebensogut Stalin besiegen können, wie der deutsche Kaiser den Zaren besiegt hatte. Doch dieses ist genau genommen eine vollkommen utopische Überlegung. Ohne Marx und Lenin wären ja Mussolini und Hitler nicht einmal denkbar, geschweige denn möglich gewesen. Deshalb ist auch der bolschewistische sogenannte „Antifaschismus“ eine ganz besonders unerhörte Anmaßung. Sie selbst sind ja die Ur-faschisten!

Der heutige russisch-chinesische Gegensatz beruht offenbar darauf, daß heute die Rolle des Marxismus als „Pseudomorphose“ für Rußland eigentlich ausgespielt ist und der *wirkliche* Marxismus deshalb den Russen immer lästiger wird (wenn sie dieses auch nicht sagen dürfen). Ihre „Koexistenz“-Theorie ist jedenfalls absolut unmarxistisch, und man kann überhaupt sagen, daß in einer einigermaßen „fungibel“ gemachten modernen Gesellschaft ein sogenannter „Sozialismus“ sich als ein ebensolcher Hemmschuh erweist, wie die heiligen Kühe in Indien, oder der Fastenmonat Ramadan in den islamischen Ländern, oder der Sabbat in Israel.

Ethisch hat der Marxismus (aus den von mir angeführten Gründen) viele Motive gemein mit der aus den Gesinnungsreligionen des Ostens kommenden Bewegung gegen den antiken Kapitalismus. Und *Marx* persönlich ist (wenn man von dem larmoyant-erbaulichen „Entfremdungs“-Gerede philomarxistischer „bourgeoiser“ Intellektueller absieht) eher ein „psychoanalytisch“ zu verstehender Fall. Er wollte wie Hitler (wenn auch als ehemaliger Jude oder Judenabkömmling aus entgegengesetzten Motiven) das Judentum (als *Schacher*, wie er es nennt) auslöschen. Erreicht haben die beiden zusammen das Gegenteil.

Daß die Deutung des Marxismus der un- oder unterentwickelten Länder als „Pseudomorphose“ richtig ist, zeigt sich heute aber nicht nur in dem russisch-chinesischen Gegensatz, sondern auch darin, daß die lateinamerikanische Revolution unter Führung Kubas, mitsamt der Neger-Revolution in den nordamerikanischen Großstädten, mehr und mehr in einen Gegensatz zu Moskau gerät. Ob freilich die Chinesen, oder gar die südamerikanischen „Guerilleros“, das Ziel der „Fungibilisierung“ einer rückständigen Gesellschaft, das die russischen Bolschewisten ja bis zu einem gewissen Grade tatsächlich erreicht haben, ihrerseits je erreichen werden, ist freilich mehr als zweifelhaft.

Die Quintessenz meiner Ausführungen kann ich ganz einfach in dem Satze zusammenfassen: mit Marx muß dasselbe gemacht werden, was er, wie er sagt, mit *Hegel* gemacht hat, er muß „umgestülpt“ werden, „um den rationalen

Kern in der mystischen (für *Marx* könnte man auch sagen: eschatologisch-anti-kapitalistischen) Hülle zu entdecken“¹³, denn das gesellschaftliche Sein hängt *primär* vom Bewußtsein ab, und nicht umgekehrt.

„Primär“, d. h. „konstitutiv“; in der konstituierten Institution aber sieht es, vom Individuum her betrachtet, zunächst umgekehrt aus, und dieser Aspekt ist es denn auch, der dem Marxismus seine Geschichtsfälschungen ermöglicht.

¹³ *K. Marx*, Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“.